

auch persönliche Beziehungen mit den Dargestellten verbunden zu haben scheinen. Nach dem in der Frühzeit isoliert stehenden Bildnis des Markgrafen Christoph von Baden von 1511 (Kat. 81), dem signierten Lutherbildnis (Kat. XXXVII, 1; das früher nachweisbare, aber viel gröbere steht diesem wesentlich nach) und dem strengen In-dagine von 1522 folgen 1534 das große selbständige Rudolphinger-Bildnis und dessen verkleinerte Form, die mit dem Selbstbildnis Baldungs zu einer Art Freundschaftsbild vereinigt wurde (Kat. XLV), 1535 der Brunfels (Kat. XLVI) und schließlich, in großem Abstand, 1543 der Caspar Hedio (Kat. LII). Zu diesem lauernd und drohend aus dem engen Rahmen blickenden Porträt hat sich bekanntlich die Naturaufnahme mit dem Silberstift (nicht die „Vorzeichnung“ im eigentlichen Sinne) im Karlsruher Skizzenbuch erhalten, ein ebenso seltenes wie lehrreiches Beispiel für die Art der stilistischen Umsetzung in ein anderes künstlerisches Medium.

Den sinnvollen Abschluß der Ausstellung bildeten die – überwiegend graphischen – Werke zeitgenössischer Künstler vom Oberrhein und der Schweiz, die bezeugten, wieviel formale Anregungen von Baldung ausgingen und wie weit sich sein Einfluß räumlich und zeitlich erstreckte. In ihrem Kreis, in den man wegen seiner stilistischen Verwandtschaft gerne noch Martin Kaldenbach einbezogen gesehen hätte, erwiesen sich vor allem Hans Leu d. J. und Hans Wechtlin durchaus nicht nur als Nachahmer, sondern als Persönlichkeiten von eigenem Gepräge und ansehnlichem Rang.

Die Karlsruher Ausstellung hat die Größe von Baldungs Kunst, die Weite seiner Interessen und den Umfang seines Wirkungskreises eindringlich schaubar gemacht. Man wird nicht mehr über seinen Rang diskutieren. Wohl aber wird man das Bedürfnis empfinden, aus der Gesamtheit des Werks immer deutlicher die Eigenart und die Tiefe seines schwer durchschaubaren Wesens zu erkennen. Mehr noch als in der Lösung von Einzelfragen der Kritik sollte darin die fortdauernde, befruchtende Wirkung der Ausstellung für die Zukunft bestehen.

Peter Halm

REZENSIONEN

ZUR MITTELALTERLICHEN ARCHITEKTUR DES RHEINLANDES

H. BORGER, *Das Münster St. Vitus zu Mönchen-Gladbach* (Die Kunstdenkmäler des Rheinlandes 6). Essen (Fredebeul und Koenen) 1958. 308 S. mit 373 Abbildungen und 6 Tafeln.

1. Die Grabung hat ältere Längsfundamente unter den spätromanischen Mittelschiffarkaden – von deren Pfeilern überbaut – und im Innern der Seitenschiffe ergeben. Die ersteren fluchten auch mit dem Mittelteil der Krypta, die letzteren stoßen ohne Verband gegen deren Westmauer. Ferner fanden sich Quersfundamente im Westen. An keiner Stelle waren geschlossene Mauerzüge oder auch nur Fundamentgräben erhalten, vielmehr waren diese vielfach gestört und unterbrochen, teils durch den späteren Neubau, teils durch die zahllosen Gräber. So ist denn der Zusammenhang dieser Mauerzüge nur zu vermuten: es ergibt sich dennoch überzeugend ein dreischiffiges Langhaus, mit einer Quermauer im Westen und anschließendem wenig tiefem

Querbau. Von diesem sind nur 2 querechteckige Räume gesichert; ergänzt man sie symmetrisch durch einen dritten, so wäre ein Westbau in der Art desjenigen von Steinbach gegeben. Auffällig ist die geringe Breite der Seitenschiffe (Mittelschiff : Seitenschiff = 3,25 : 1) und ihre leichte Verjüngung nach Westen. Borger erklärt diese beiden Fakten durch nachträglichen Anbau der Seitenschiffe und daraus folgend Annahme eines einschiffigen Saalbaues als erster Bauform. Zu dieser hätte auch der Westbau gehört. Die Basilika wäre also Bau II. Diese Annahme erscheint durchaus möglich, bewiesen scheint sie mir aber nicht zu sein; vor allem gibt es, wie B. selbst mehrfach erläutert, keinen konkreten Befund, der zu diesem Schluß zwingt. (Er selbst lehnt es, gewiß mit Recht, ab, aus der Verschiedenheit des Mörtels Schlüsse zu ziehen.) So möchte ich vorziehen, es bei einer Alternative bewenden zu lassen: entweder haben wir, wie Borger annimmt, den ottonischen Gründungsbau von 974 im einschiffigen Kern mit Westbau vor uns, der dann nach Errichtung einer neuen Ostpartie (von der die Krypta erhalten ist) zur Basilika umgebaut wurde; oder aber wir kennen nur den Basilikalbau um 1100, der zur Krypta gehört, d. h. wenig später an diese angebaut wurde. Vom Westbau abgesehen (der ja immerhin älter sein könnte) wäre dieser Grundriß etwa mit St. Florin in Koblenz zu vergleichen – das gäbe auch einen Hinweis auf die Gestaltung des scheinbar ins Langhaus hineinragenden (weil über der Krypta erhöht liegenden) Chores. (Vgl. dagegen B. S. 84.)

Borger erschließt einen Anbau am südlichen Seitenschiff, den er als Vorläufer der spätromanischen Südkapelle ansprechen und mit der 1116 erwähnten Apostelkapelle identifizieren möchte. Da von zwei Kapellen (St. Aposteln und St. Maria Magdalena) die Rede ist, will er ein nördliches Gegenstück ergänzen. Wäre es aber nicht denkbar, die querhausartigen Anbauten über den Kryptaflügeln (die man annehmen muß) für diese Kapellen zu beanspruchen? Freilich haftet später das Patrozinium an der am Seitenschiff gelegenen Kapelle, und Borger glaubt das Verschwinden des Gegenstücks durch Errichtung des Kreuzgangs erklären zu können. Nimmt man den Vorläufer des Anbaues am südlichen Seitenschiff als isoliert, so könnte er aber sehr wohl eine *Vorhalle* gewesen sein.

2. Die Krypta wird im ganzen überzeugend als Nachfahr der um 1050 – 70 entstandenen niederrheinischen Krypten eingeordnet. Borgers Untersuchungen haben gewinkelte Eingänge aus den Seitenschiffen ergeben, sowie für den Ostabschluß statt der drei runden Nischen eine rechteckige zwischen zwei halbkreisförmigen. Für die Doppelschildkapitelle weist er ebenfalls auf niederrheinische Voraussetzungen, die Gesamtform von Kapitell und Deckplatte will er dagegen aus oberrheinischen Beispielen herleiten.

3. Der spätromanische Neubau begann im Westen. Der Westbau wird durch sorgfältige Vergleiche der Bauzier auf kurz vor 1180 datiert – das ist einleuchtend begründet, wenn man auch den Spielraum eher etwas größer wählen und bis um 1200 erweitern möchte. Die eingehende Einzeluntersuchung am Bau, die auch die Restaurierungsakten heranzieht, bestätigt in erschreckendem Maße den Eindruck starker und oft willkürlicher Erneuerungen. B. weist aus den Ansätzen nach, daß ein höherer

Mittelturm geplant war. Anstelle der schirmmauerartigen Seitenteile vermutet er quadratische Treppentürme als Bauabsicht, so daß sich eine ähnliche Anlage ergäbe wie bei der älteren Dreiturmgruppe in Brauweiler. Er hätte diese Annahme noch durch den Hinweis stützen können, daß Gesamtmaße und Mauerstärken nahezu übereinstimmen. Trotzdem bleibt zu erwägen, ob der Turm nur Seitenräume mit Pultdächern hatte – ein in dieser Gegend geläufiger Typus. – Die ursprüngliche Bestimmung der Turmpore als Abtskapelle – 1505 erstmals als solche erwähnt – ist ein wichtiger Hinweis, dem man nun auch bei anderen Bauten wird nachgehen müssen.

4. Für das spätromanische Langhaus sind nun endlich durch Borgers Untersuchung sichere Ergebnisse gewonnen: es ist ein völliger Neubau von Grund auf. Jeder Pfeiler wurde für sich fundamentiert, wodurch die Fundamentbänke des früheren Langhauses weitgehend zerstört sind. Die geplante Wölbung, durch abgearbeitete Schildbögen erwiesen, ist nur zum geringen Teil im südlichen Seitenschiff ausgeführt. Statt ihrer schloß eine Flachdecke die Räume; der gemalte Ornamentfries, der früher oft als Anzeichen älterer Mittelschiffmauern angesprochen wurde, gehört eindeutig zu dieser reduzierten spätromanischen Ausführung. Auch die (erstmal von E. Gall wiederentdeckte) Abwandlung des Triforiums durch gestaffelte Drillingsbögen, die jeweils die Obergadenfenster einbeziehen, ist nun am Bau nachgewiesen und sogar wiederhergestellt. Neu ist der Nachweis eines geplanten Querschiffes durch Aufdeckung der westlichen Vierungspfeiler, die nach Osten, Norden und Süden ausgeführt sind. Gewiß wird man gern Borgers Argumenten folgen, der aufgrund geringer, aber doch überzeugender Anzeichen einen geplanten Dreikonchenbau annimmt. Die Datierung ins 3. Jahrzehnt des 13. Jh., bisher stilgeschichtlich motiviert, stützt B. auch durch die Wirtschaftsgeschichte des Klosters: zwischen 1228 und 1239 kommen mehrfach Verpfändungen vor, die auf große Ausgaben schließen lassen. Die schlechte wirtschaftliche Lage des Konvents wäre umgekehrt aus der unterbliebenen Langhauswölbung zu folgern.

5. Zum Chorbau des ersten Kölner Dombaumeisters Gerhard, über dem durch die Krypta bestimmten Grundriß, erbringt Borger ebenfalls eine Reihe bautechnischer Einzelheiten, u. a. die Reihenfolge der Ausführung, und erschließt durch viele Detailfotos erstmals die Schönheit der Bauzier. Die besten Stücke möchte er versuchsweise Gerhard selbst zuschreiben. Der Anlagetypus wäre m. E. ebenso wie bei der vorausgegangenen Kölner Minoritenkirche nicht nur als Reduktion von Kathedralen anzusehen, sondern mit den zahlreichen hochgotischen „Landkirchen aus dem Entstehungsgebiet der Gotik“ (Mäkelt) zu vergleichen.

Die schwierige Aufgabe, Grabung und Bauuntersuchung darzustellen, dazu in knapper Form auch die architektonische Erscheinung und die kunstgeschichtliche Stellung zu würdigen, hat Borger dadurch gelöst, daß er ein Drittel von den rund 300 Seiten des Bandes abteilt: hier gibt er anhangsweise eine systematische Darlegung der Befunde mit den gezeichneten Schnitten, einen Katalog der über 250 Bestattungen und einen umfangreichen Anmerkungsapparat. Das alles ist klar und auffindbar angeordnet, auch die Darstellungsweise der Grabungszeichnungen ist übersichtlich und lesbar. – Ein

Gesamtgrundriß und ein Westbaugrundriß im Maßstab der übrigen 1:200 reproduzierten (sehr schönen und klaren) Aufmessungen wäre wünschenswert gewesen. – Der Fachmann findet eine Fülle von Einzelheiten und ist gewiß für die Akribie, mit der sie gesammelt und dargeboten sind, dankbar.

Mit 373 Abbildungen und 6 Faltafeln, die (dem Inventarcharakter des Werkes entsprechend) allein dem monographischen Zweck dienen, also keinerlei Vergleichsbeispiele geben, ist wohl ein Höhepunkt der Vollständigkeit erreicht, zumal wenn man bedenkt, daß dies nicht wie Essen ein Bau allerersten Ranges ist. Grundsätzlich erscheint bemerkenswert, daß Borger – wie wenige andere junge Kunsthistoriker – sich eine gründliche Grabungsmethode angeeignet hat und relativ unvoreingenommen an die Befunde herangegangen ist. An seinen Vorberichten (und wohl auch an der 1955 abgeschlossenen Kölner Dissertation) ist im Vergleich mit dem Buch abzulesen, daß er seine Auffassungen nicht zu früh festgelegt hat, sondern den jeweiligen Ergebnissen anzupassen mußte. Vielleicht verlangt man zuviel Selbstlosigkeit vom Autor, wenn man ein noch stärkeres Zurücktreten der Deutungen hinter den Befunden verlangen wollte. Wichtig ist jedenfalls, daß die Befunde auch für den Fernstehenden nachprüfbar sind – und dieses Ziel dürfte in dieser wie in den anderen baugeschichtlichen Monographien des Rheinlands, die sich so bescheiden „Beihefte“ nennen, in einem bisher kaum je erreichten Ausmaß verwirklicht sein.

W. ZIMMERMANN, H. BORGER, R. EHMKE und F. GOLDKUHLE. *Die Kirchen zu Essen-Werden (Kunstdenkmäler des Rheinlands, Beiheft 7)*. Essen, Fredebeul u. Koenen, 1959. 280 S. mit 352 Abb.

Der Band enthält sechs Beiträge zur Architektur und Wandmalerei der karolingischen und ottonischen Kirchen in Werden; bekanntlich waren diese durch eine Monographie W. Effmanns (1899, 2. Band posthum 1922) in einer Weise erforscht und dargestellt worden, die lange Jahrzehnte hindurch als schlechthin vorbildlich galt. Dementsprechend blieben ihre Ergebnisse bis jetzt im wesentlichen unangetastet, ja man kann sagen, daß sie tragende Pfeiler der Forschung zur frühen deutschen Baukunst waren und zum Ausgangspunkt für zahlreiche Untersuchungen wurden. Dem Fachmann mußte es jedoch schon lange klar sein, daß manche Schlußfolgerungen, die Effmann mit kriminalistischem Scharfsinn und mit bestechender Darstellungsgabe gezogen hatte, dennoch auf schwachen Füßen ruhten. So hat denn E. Gall in der Neubearbeitung des Handbuches z. B. den Stützenwechsel des karolingischen Langhauses der Salvatorkirche m. E. mit Recht in Frage gestellt. Es ist ein entschiedenes Verdienst, daß die Kunstdenkmäler-Aufnahme des Rheinlandes sich nun auch dieses hochwichtigen Bautenkomplexes angenommen hat und Möglichkeiten erneuter Untersuchung wahrnahm. Freilich sind diese nur in der Luziuskirche im gewünschten und notwendigen Umfang durchführbar gewesen, während sie in der Abteikirche vorerst auf die Krypta und die Seitenteile des Westwerks beschränkt blieben. Man muß den vom Herausgeber und von den Verfassern geäußerten Wunsch dringend unterstreichen, das Westwerk, möglichst aber die ganze Kirche, noch einmal gründlich zu untersuchen.

Der 1. Abschnitt, von *W. Zimmermann*, gilt dem *Gründungsbau* Liudgers. Hier haben keine neuen Grabungen stattgefunden, vielmehr werden aufgrund erneuter Durchleuchtung der *Effmannschen* Grabungen und der Quellen und unter Hinzunahme von mehr zufälligen Ergebnissen folgende Ansichten mitgeteilt:

1. Gründungsbau ist die Basilika St. Salvator, nicht die Dreikonchenanlage St. Stephan, die erst nach dem Tode Liudgers (809) entstand.
2. Es ist zweifelhaft, ob der von Effmann mit Stützenwechsel rekonstruierte querschifflose, aber zweitürmige Bau I der Salvatorkirche wirklich der Gründungsbau ist. Mehrere Anzeichen stellen dies in Frage. – Befremdlich erscheint mir das steile Mittelschiffdach, das Z. von Effmann in seine Rekonstruktion übernimmt: muß das Stück Dachanschlag, das erhalten ist, vom 1. Bau stammen? Kann es nicht auf eine spätere Veränderung zurückgehen?
3. Die von Effmann ergrabenen Fundamente und eigene Beobachtungen am Aufgehenden kombiniert Z. zur Rekonstruktion eines hochragenden Turmwestbaues (Mittelturm mit zwei seitlichen Treppentürmen). Dies muß jedoch Hypothese bleiben, da der östliche Unterbau des Turms nicht festgestellt ist. Sollte sich die starke Westmauer, die vor allem den Ausgangspunkt zur Annahme des Turmes bildet, nicht durch *L a u f g ä n g e* erklären lassen?
4. Zur ersten Erweiterung nach Osten, die das Grab des heiligen Gründers einbezog, gibt es einige neue Hinweise; der wichtigste davon ist der, daß die Gangkrypta vermittels eines dritten Knicks nördlich und südlich von außen zugänglich war.
5. Die zweite Erweiterung nach Osten, durch die Ludgeridenkrypta, erweist sich durch eingehende Bauuntersuchung als ein komplizierter, in mehreren Abschnitten durchgeführter Vorgang. Die Befunde sind hier z. T. so schwierig zu deuten, daß ein geschlossenes Bild des ersten Bauabschnittes nicht zu gewinnen war.

Dem Leser, der das selten gewordene Buch Effmanns nicht zur Hand hat, wäre es leichter gemacht, wenn dessen *s ä m t l i c h e* Zeichnungen, wenn auch nur ganz klein, wiedergegeben wären. Bei der sonstigen Opulenz der Bebilderung hätte man sich wohl auch die Reliefs in *g r o ß e n* Wiedergaben gewünscht. Sonst ist Zimmermann wie immer darauf bedacht, Befunde und Rekonstruktion ausgiebig zu veranschaulichen. (Nur Abb. 10 – 12 habe ich trotz heißem Bemühen nicht zu enträtseln vermocht.)

Der zweite Beitrag, von *H. B o r g e r*, gilt dem *W e s t w e r k*. Systematisch gegraben wurde in den beiden Seitenteilen, wodurch die sehr stückweise Kenntnis der Fundamente nun einigen Zusammenhang gewonnen hat. Am Aufgehenden konnten nur einige Stellen untersucht werden. Jedoch hat B. die Rekonstruktion Effmanns gründlich durchdacht und mit den neuen Fakten konfrontiert. Er gelangt dabei zu einer Rekonstruktion, die in wichtigen Punkten von der Effmanns abweicht: den Mittelraum denkt er sich nicht als engen Schachtraum mit Öffnungen in vier Geschossen übereinander, sondern als zweimal durch Decken unterteilt, so daß indirekt beleuchtete Säle mit Nebenräumen in den beiden unteren Hauptgeschossen entstehen. Nach Osten wären diese zur Salvatorkirche mit Bögen geöffnet zu denken, nicht durch eine geschlossene Wand abgetrennt. Schließlich nimmt Borger an, die (hypothetischen) westlichen Trep-

pentürme der Salvatorkirche seien erhalten geblieben und hätten den Zugang zu dem oberen Geschoß vermittelt, der ja ein wunder Punkt in der Rekonstruktion Effmanns blieb. Das alles aber sind, wie B. mit Recht mehrfach betont, Erwägungen, „die erst durch eine zukünftige Untersuchung positiv oder negativ entschieden werden können“.

Der wichtigste Beitrag des Bandes ist der über die *Luziuskirche* zu Werden von W. Zimmermann, weil er eine abgerundete, gründliche Bau- und Fundamentuntersuchung enthält. Daraus geht zunächst eindeutig hervor, daß die ebenfalls durch W. Effmann in die Kunstgeschichte eingeführte Kirche nicht, wie bisher angenommen, ein fast einheitlicher Bau ist. So erklärt sich die scheinbar lange Bauzeit (995 – 1063), zwischen deren Anfangs- und Enddatum eine Reihe von Bauunternehmungen anzunehmen ist. Außer einer genauen Untersuchung und Aufmessung des Mauerwerks, das in vollem Umfang freigelegt werden konnte, wurde auch eine größere Anzahl von Bodenschnitten angelegt. Zimmermann bleibt auch hier bei der bewährten Methode, die Befunde weitgehend vollständig darzulegen und durch gezeichnete Profile sowie Fotos kontrollierbar zu machen. Darauf baut sich sodann die Rekonstruktion der verschiedenen Bauzustände und ihre Erläuterung auf. Dieses Verfahren ist umständlich und mühsam – auch für den Leser –, gestattet aber die Begründungen soweit nachzuprüfen, wie es überhaupt ohne Teilnahme an der Grabung möglich ist.

Versuchen wir, die Ergebnisse in Kürze so zusammenzufassen, daß zugleich ein gewisser Eindruck vom Sicherheitsgrad der Rekonstruktionen und damit der Baugeschichte gewonnen wird: Bau I, vermutlich der Gründungsbau von 995: sehr wahrscheinlich gehören ihm die Längsfundamente an, die in den Seitenschiffen unmittelbar neben dem Längsbauwerk des Mittelschiffes liegen. Zimmermann spricht sie als Fundamente eines Saalbaues an und sieht sie in Zusammenhang mit Fundamentresten einer Westvorhalle und eines Chorquadrates mit Apsis. Dieser Zusammenhang ist faktisch nicht mehr gegeben, sondern nur durch etwas komplizierte Überlegungen zu erschließen; zu einer völligen Gewißheit reicht das wohl nicht. Die Frage, ob nicht schon dieser erste Bau Seitenschiffe gehabt haben könne, wird (soweit ich sehe) nicht gestellt, die dafür entscheidenden Anschlußstellen im Westen und Osten dürften sämtlich gestört sein. Das Problem wird also offen bleiben müssen. Sollte es sich wirklich um eine Saalkirche handeln, so wäre es ein bemerkenswert entwickeltes Beispiel im Hinblick auf die Choranlage, bei der man sich doch wohl (entgegen Abb. 294) einen Chorbogen auf Wandpfeilern vorstellen müßte.

Als Bau II nimmt Zimmermann Anbau von längsrechteckigen Seitenräumen an das Chorgeviert an, so daß eine einschiffige Kreuzkirche mit Querhaus entsteht. Während Bauperiode III wären die Querarme durch Umbau zu Nebenchören geworden; zu diesem Bau gehören die gefiederten Blattkapitelle der bekannten Essen-Werdener Art; daher denkt Zimmermann sich diese Periode als mit der Weihe von 1063 abgeschlossen. Schließlich hätte im Anschluß daran Periode IV dem Bau – vor allem dem Langhaus – die endgültige Form gegeben, die wegen der Eigenart einiger Kapitelle um 1080/90 angesetzt wird. In dieser Zeit wäre auch der Westbau mit seiner apsidialen Vorhalle entstanden, wovon allerdings nur die Nordwand erhalten ist.

Die Reihenfolge dieser Baumaßnahmen erscheint gut und sorgfältig begründet; was man allenfalls bezweifeln kann, das wäre, ob wirklich jedesmal ein abgeschlossener Zustand geschaffen wurde? Insbesondere Periode II und III könnte man sich wohl gut als verschiedene Etappen, die sich nur durch Planschwankungen unterscheiden, vorstellen. Damit würde es aber durchaus möglich, Periode IV wieder vor 1063 unterzubringen, wo sie nach ihrer *Architekturform* im Zusammenhang der Anno- und Bernulfkirchen sich doch wohl besser einfügt. Z. nimmt vor allem an den Doppelschildkapiteln des Langhauses Anstoß. Ist aber die merkwürdige Form ihrer Schilde nicht in den Zungenblättern der Bossenkapitelle des Chores (wenn man sie auf den Kopf stellt) vorgebildet? Wichtig ist der endgültige Nachweis, daß das Nischentriforium den Chorraum auszeichnete, also entgegen der allgemein angenommenen Effmannschen Rekonstruktion sich nicht im Langhaus fortsetzte. (Dies habe ich bereits 1934 in meiner Dissertation angenommen, ohne näher darauf einzugehen und ohne es, beim damaligen Zustand des Baues, nachweisen zu können: Rhein. Baukunst der Stauferzeit. Köln 1934, S. 70.) Das Triforium – ich sehe keinen Grund, diese Bezeichnung nicht anzuwenden – unterstreicht also als Gliederungsform die in der Raumanlage, besonders in der Raumstaffelung oft ausgebildete Unterscheidung der Raunteile. Durch die vielfache Wiederholung der Nischen, in den Außenwänden der Nebenchöre, in deren Apsiden, im Triforium des Hauptchors, durch die rechteckige Übergreifung und durch die Pilastergliederung außen und innen scheint mir letztlich doch ganz betont jene Lockerheit, Weichheit und Vielteiligkeit der Struktur gegeben, die das Besondere der Rhein-Maaskunst ausmacht. Auch diese Zusammenhänge würden m. E. für den bisherigen Zeitanatz, vor 1063, sprechen. Man wird Zimmermann dagegen beipflichten, wenn er sich gegen die Bezeichnung der Essen-Werdener Gruppe als „Schule“ wendet. Das Vorkommen einzelner Elemente in Westfalen und Niedersachsen ist mit Recht schon immer so aufgefaßt worden, daß hier eine Gruppe mit Beziehungen in verschiedenen Richtungen besteht.

Periode V. Um Mitte des 12. Jh. wäre schließlich der Westbau in der heutigen Form entstanden.

Über den zukünftigen Zustand der Kirche, die dem Gottesdienst zurückgegeben werden soll, ist nichts gesagt, da die Arbeiten noch im Gange sind. (Aus eigener Anschauung kann der Rezensent mitteilen, daß das Innere als archäologisch treue Wiederherstellung im Rohbau nahezu fertig ist. Es wird uns also ein wichtiger Bau des 11. Jh. wiedergewonnen. Nur bei den Seitenschiffenstern, für die keine Anhaltspunkte gegeben sind, hat man offenbar geglaubt, „modern“ sein zu müssen.)

F. Goldkuhle untersucht den heutigen Bestand und die Technik der Wandmalereien in St. Luzius und im Westwerk der Abteikirche. Seine minutiöse Analyse bestätigt den Eindruck, den man sehr oft schon bei flüchtiger Betrachtung mittelalterlicher Fresken gewinnt: das Aufdecken zieht einen raschen und anscheinend unaufhaltsamen Verfall nach sich. Trotzdem führt der Vergleich des jetzigen Zustandes mit Fotos, Pausen und Kopien der Aufdeckungszeit zu beachtlichen

neuen Ergebnissen: Die Einzelgestalten des Nischentriforiums im Chor der Luziuskirche sind z. T. kurz nach Fertigstellung, manchmal noch naß in naß übermalt worden, um sie zu längen. Aufgenageltes Kupferblech war reichlich verwendet. Für die Geschichte und Methodik der Forschung ist ein sicheres Nebenergebnis wichtig: P. Clemen kann seinen Text nicht nach Originalbeobachtungen sondern nur anhand von Fotos und Kopien geschrieben haben. Man wird also da, wo sein Zeugnis und eigene Beobachtung nicht übereinstimmen, in Zukunft wissen, woran man sich halten muß.

Eine kurze Betrachtung „zum Stil und Bildinhalt der Wandmalereien von St. Luzius“ durch R. Ehmke ergibt eine bemerkenswerte Umdatierung: bisher ans Ende der Bauzeit, vor 1063 gesetzt, rücken die Bilder nun ins mittlere 12. Jh. Ich möchte mich dem nicht vorbehaltlos anschließen, vermag aber nicht in eine Diskussion darüber einzutreten.

Zum Technischen beider Bände sei angemerkt: Die Verwendung von aufgeklebten Rasterfolien scheint technisch noch nicht ausgereift. Z. T. sind sie schwer unterscheidbar, z. T. infolge verschiedenen Maßstabes der Reproduktion bei Grundriß und Erläuterungstabelle mißverständlich, z. T. auch da, wo etwa der gleiche Raster bei den Bodenschnitten etwas anderes bedeutet als bei den Grundrissen und Schnitten des Aufgehenden. Im Bande Werden fehlt die Erläuterung der Schraffuren überhaupt. Mir scheint daher, die alte Methode von handgezeichneten Schraffuren, die je älter desto dichter erscheinen, wie sie z. B. die Schweizer Inventarisierung so übersichtlich handhabt, vorzuziehen. Auch das graphische Bild kann damit vorteilhaft gestaltet werden.

Die Methode, Fotos zusammenzukleben und gemeinsam zu klischieren, ist m. E. nur da von guter Wirkung, wo die Stege hinreichend breit sind und sich genügend abheben. Zusammenstellungen wie Abbildung 169/170 oder 250/251 im Bande Mönchengladbach sind für mein Gefühl nicht nur unschön sondern auch verwirrend. Im Band Werden ist das vermieden.

Doch dies nur als Anmerkung am Rande. Die gesamte Reihe, die mit den „Kölner Untersuchungen“ und dem „Essener Münster“ nun schon vier wichtige Bände zur mittelalterlichen Baukunst gebracht hat, verdient Dank und Anerkennung.

H. E. Kubach

AUSSTELLUNGSKALENDER

ALTENBURG/Thür. Staatl. Lindenau-Museum. Bis 29. 5. 1960: Gebrauchsgraphik von Hans und Luise Neupert. Im Kupferstichkabinett Mai 1960: Farbige Holzschnitte um 1900.

BAUTZEN Stadtmuseum. Bis 6. 6. 1960: Französische Graphik von Manet bis Matisse.

BERLIN Ehem. Staatl. Museen, Kupferstichkabinett. Bis ca. Mitte August 1960: Der französische Farbstich im 18. Jahrhundert.

BRAUNSCHWEIG Städt. Museum. Bis 22. 5. 1960: Graphik von Johnny Friedländer. - 8. 5. bis 5. 6. 1960: Bund bild. Künstler. - 15. 5. bis 12. 6. 1960: Zeichnungen und Aquarelle von Daniel Thulesius.

Haus Salve Hospes. Bis 29. 5. 1960: Gemälde und Gouachen von Gerhard Wendland. Im Studio: Graphik von Garry Hauser.

BREMEN Kunsthalle. Bis 29. 5. 1960: Sammlung Wilhelm Reuschel.

Paula-Becker-Modersohn-Haus. Bis 25. 5. 1960: Malerei und Graphik von Franz Radziwil, Graphik von Rudolf Müller-Oelmann.

DORTMUND Museum am Ostwall. Mitte Mai bis Mitte Juni 1960: Die Radierungen von James Ensor.

Museum für Kunst und Kulturgeschichte, Schloß Cappenberg. Bis 29. 5. 1960: Gemälde und Zeichnungen der Romantik. - Bis 17. 7. 1960: Deutsche Bronzen der Renaissance, Medaillen und Goldschmiedearbeiten.